

C.Bertelsmann

UWE FLECKNER

IM SCHATTEN
DER BLAUEN PFERDE

ROMAN

C.Bertelsmann

1

Die Pferde, immer waren es die Pferde, die mich retteten. Unerträglich das blutige Gemetzel, unerträglich die eigene Schuld. Und doch, mein Kopf am warmen Leib des Tieres, ein Geruch wie klammes Herbstlaub, in den dunkel durchwachten Stunden der Nacht, immer dann, wenn es nicht mehr auszuhalten ist. Meine Tränen auf dem glatten Fell, Farbtropfen gleich, die zäh von der Leinwand fließen, die Finger ziehen feuchte Linien über den Körper, mit einer letzten malerischen Geste zeichnen sie die Formen des Tierleibes nach. Tränenmalerei, immerhin. An einem richtigen Bild habe ich schon lange nicht mehr gearbeitet, aber die vielen Skizzen, die hier an der Front entstanden sind, meine kleinen Blätter, fatale Abstraktionen, sie werden mir den Weg weisen, hoffe ich, wenn nach dem mörderischen Schlachten endlich eine neue Kunst mich mit der Welt aussöhnen soll. Und auch jetzt noch ist es das Pferd, dem allein ich mich anvertrauen kann; die beruhigende, schützende Kraft der treuen Kameradin, meiner Fuchsstute, sie trägt mich durch mein Schicksal. Eng verbunden ziehen wir über die Landstraße, ein Kentaur in den Wiesen von Braquis auf der Suche nach den französischen Lapithen. Verflucht, dass mir noch immer diese Bildungsflokeln durch den Kopf treiben, die ich aus meiner Malerei doch endgültig verbannt hatte. Seltsamer Name eigentlich,

dieses Braquis, wie zum Hohn erinnert er mich an den Maler, von dessen Werken wir so viel gelernt haben. Dem bin ich nie begegnet, leider, steht jetzt auf der anderen Seite der Schützengräben. Nun schießen wir aufeinander, das muss wohl so sein, aber grauenhaft ist es trotzdem. Und Picasso. Doch der ist Spanier, der kommt sicher davon, ist uns allen immer überlegen gewesen, ich geb's ungerne zu, aber es ist wahr. Da drüben ist Verdun. Nicht zu sehen, zu weit weg, trotz der gläsernen Luft, die mir in den Augen und auf den Wangen brennt, viel zu kalt für diese Jahreszeit. Dass wir nicht durchbrechen können, tiefer nach Frankreich hinein, obwohl unsere Mannschaften verzweifelt ihr Leben lassen. All die furchtbaren Verluste, Tote jeden Tag, überall Tote, auf beiden Seiten der Front. Aber dennoch eine gerechte, unausbleibliche Sühne für den Aussatz unserer Seelen. Ein Fegefeuer, eine Reinigung zumindest, der Krieg hat alles so klar gemacht, vielleicht der einzige Sinn, die einzige Hoffnung, die uns im Sinn- und Hoffnungslosen noch bleibt. Rücksichten werde ich jedenfalls keine mehr nehmen in meiner Kunst, wenn ich's denn bloß überlebe, wenn bloß meine Seele zurückkehrt in diesen toten Automaten. Entsetzliche Bilder habe ich gesehen, wie zu unserem Spott in die Landschaft gemalt, Trümmer und verrenkte Leiber, wie sie nicht einmal die kubistischen Teufelskerle gewagt hätten. An den Leichengeruch gewöhne ich mich nie, schlimmer als der Anblick der toten Menschen, von überallher kriecht er mir ins Gemüt, nicht auszuhalten ist das. Doch im freien Gelände ist alles so frisch und ruhig, weit weg vom Elend der vergangenen Tage. Langsam geht unser Ritt voran, Heinrich, mein Bursche, wie immer tapfer neben mir. Feindaufklärung, welch ein Irrsinn, ach Franz, wir sind ja selber nicht aufgeklärt, witzelte Müller noch gestern Abend im Quartier, und der sonst so hartgesottene Leutnant verzog sein Gesicht zu einer bitteren Grimasse. Immerhin ein Dach über dem

Kopf, hatten wir ewig nicht mehr, auch wenn es überall in die Ruine hereinregnet, Tropfsteinhöhle, auch so ein Frontkalauer, nun ja, wir werden sehen, wie lange unsere Kolonne im verwüsteten Schloss stationiert bleiben kann. Und die Pferde, die armen Pferde, endlich mal wieder abgesattelt über Nacht. Eigentlich ganz schön hier auf der friedlichen Straße. Felder, Wiesen, Wälder, sanfte Hügel breiten sich vor mir aus. Hinter mir ragt der Kirchturm von Braquis ins kalte Blau. Wir bringen einander um und beten dennoch zum gleichen Gott. Aber kann man das überhaupt noch beten nennen? Verzweifelt beschwören wir eine Macht, die uns immer fremder wird, die man nur noch anfleht, die eigene erbärmliche Existenz aus der Hölle zu retten. Und manchmal nur noch um einen schnellen, gnädigen Tod. Andererseits diese Halden der Leichen auf den Äckern und in den Schützengräben, die gemetzten Kameraden, auch die Franzosen, unwirkliche Haufen, Stilleben des Grauens, die eine Menschenhand nicht malen könnte. Aber trotzdem besser, als in den Lazaretten unter die Messer dieser Metzger zu geraten. Ich sehe schon die Straßen in unseren Städten, nach dem versprochenen glorreichen Sieg, Krüppel, armlose, beinlose Kreaturen, halbe Gesichter und halbe Seelen, die bettelnd umherirren und von den Kriegsgewinnlern verachtet werden. Mein Gott, der wahnsinnige Traum vor einigen Nächten, Macke lebte, wunderte mich aber merkwürdigerweise nicht, er grinste breit über sein liebes Gesicht, ohne Arme stand er da, der Maler, der Freund, ein markerschütternder Schrei riss mich aus dem Schlaf, mein eigener Schrei. Müller kreidebleich im fahlen Mondlicht vor meinem Hasenstall, den ich mir als Bett ins halb zerstörte Schloss gezerzt hatte, er zog mich aus dem Heu und wusste natürlich nicht, was mit mir los war. Was wird die Kunst aus solchen Traumgesichten machen, wie soll man bloß weitermalen nach solchen Visionen? Kunst ist doch das Einzige, das ewigen Wert

hat und dem wir alles opfern müssen. Werde ich zurückfinden, in die Welt meiner Malerei? Werden meine Bilder mich retten, werden sie von nun an und für alle Zeiten ohne die sichtbare Welt auskommen müssen? Ein Künstler, der fühlt und nicht mehr schaut? Ich erschrak jedes Mal, wenn ich das kleine Skizzenbuch zur Hand nahm und diese somnambulen Linien und Kraftfelder sah, die wirklicher sind als die Wirklichkeit. Es liegt nun bei Maria, der Hüterin, in der Heimat und wartet auf mich. Oder ist das Abstrakte nur eine feige Flucht in die Dekoration? Hoffentlich komme ich bald nach Hause und kann an die Arbeit gehen, die heilige Arbeit. Ich muss weg, endlich weg von der verfluchten Front, ein offizieller Auftrag für ein Bild, ein paar Wochen Urlaub zumindest, das wär's, oder auf die Liste der Künstler, die vom Krieg verschont sein sollen. Noch immer warte ich auf Antwort, morgen, vielleicht morgen, oder doch in den nächsten Tagen, hoffe ich. Will endlich zurück zu Maria, zur Liebsten, zur Kinderseele, Sorge dich nicht, ich komme schon durch, habe ich ihr heute früh noch geschrieben. Aber geglaubt hab' ich es nicht einmal selbst. Und wie es wohl unseren Rehen geht? Und den Hunden? Schlickchen, Hanni und Russi sind tot, haben viel zu lange gelitten. Ich kann ja noch gar nicht sterben, die ungemalten Bilder wollen gemalt sein, das kann doch nur ich. Auch so ein Wort, dieses Ich, ein Wort, das seinen hohlen Schall in eine Welt ohne Echo wirft. Wird es das noch einmal geben? Ein Wir, eine Gemeinschaft, die den Egoismus unserer Zeit hinter sich lässt? All die Tierschicksale, die dieses Ich in seinen Bildern erfasst hat, an der Front zeigen sie ihre entsetzliche Realität. Die Kreatur leidet allein an unserer Schuld, vor allem die Pferde, immer sind es die Pferde, deren tote, zerschundene Leiber mir den Krieg mehr als alles andere in Frage stellen. Ich schäme mich, dass ich noch vor gar nicht so langer Zeit an Maria, die liebe Maria, schrieb, der Krieg sei etwas Imposantes und Mystisches;

verlogene Sprache, so wie auch das Gerede von Weltenbrand und Blutopfer in den Schützengräben endlich, endlich verstummen muss. Expressionismus statt Wahrheit, das hätten wir auch nicht gedacht. Wie hatte ich mich gefreut, aus dem langweiligen Garnisonsalltag an die Front zu kommen, jetzt sehne ich mich in die Etappe zurück, nach Hause zurück sehne ich mich, schlafen möchte ich, lange schlafen und aufwachen und dann an die Staffelei. Der wundervolle Schimmel, das stärkste Pferd unserer Kolonne, tagelang war er krank, stöhnte wie ein Mensch, bevor er wie ein Mensch kreperte; ein hässlicher, verfallener Pferdeleib dann, ein stinkender Rest. Den Kadaver verscharrten wir im Dreck. Tote Pferde überall, verreckt an den Kugeln und Granaten, verreckt im letzten Dienst an den Menschen, die solchen Dienstes nicht würdig sind. Und die Franzosen? Die nutzen Attrappen toter Pferde zur Tarnung ihrer Maschinengewehre, wissen genau, dass wir Deutschen, die guten jedenfalls, einen solchen Anblick kaum ertragen und uns in Trauer und Demut nähern, wo wir doch vorsichtig sein sollten. Aber unsere Tarnung ist auch aberwitzig, hier sollen wir Künstler zeigen, was wir können. Hätt' ich mir nicht träumen lassen, dass meine letzten Geschmiere wahre Kandinskys geworden sind, abstrakte Anstriche unserer Zeltplanen, Mimikry, Grau und Grün und Schwarz ineinander verschlungen, Improvisationen, die unsere Stellungen für den Feind unsichtbar machen, ein Verrat an dem Freund und an unserer Sache; von wegen das Geistige in der Kunst. Machen die Franzosen auf der anderen Seite der Front aber genauso, kann mir gut vorstellen, wie Braque und Léger über die Frage streiten, welcher Kubismus für die Camouflage am wirkungsvollsten sei. Endlich wieder ernsthaft malen, das wär's, endlich schauen, ob die Skizzen auch im großen Format, und farbig, was taugen. Der Turm der blauen Pferde ist doch mein bestes Bild bisher und hat schon so viel an abstrakter Kraft.

Werde nach dem Krieg gleich an Walden schreiben und es wieder ins Atelier schicken lassen. Der gute Walden, der hat als einer der Ersten an mich geglaubt, aber auch ihn hat der Krieg völlig durcheinandergebracht, alle sind verstört, und hilflos trösten die Briefe aus der Heimat. Oder am besten gleich ins Museum mit dem Bild, warum nicht, ein Werk, das dem deutschen Volk zeigen soll, was es heißt, an der Welt zu leiden und einzig durch die Harmonie von Kreatur und Kosmos geheilt zu werden. Wird wohl nötig sein, damit wirklich wieder Frieden wird. Das vergesse ich nie, die große Leinwand im Sindelsdorfer Atelier, der schräge Dachboden als Theater meiner kosmischen Schöpfung. Schon vor dem ersten Pinselstrich wusste ich, was ich wollte, aber ich sah es noch nicht. Die ersten, sehr zögernden Linien, natürlich die Nüstern, der Kopf des vorderen Pferdes, sein starker Hals, die Flanke, deren Konturen ergaben eigentlich schon das ganze Bild. Zug um Zug fügte sich die Skizze dann in flüssigen Strichen fast ohne mein Zutun zusammen, Leib türmte sich auf Leib, eine kraftvolle Konstellation, eine Anatomie des Weltalls wurde es dann zum Schluss und längst nicht mehr nur das Abbild der Pferde. Dass diese blau zu sein hatten, von männlicher Farbe, das wusste ich. Lasierend, dünn die Farbe schichtend, trug ich einen erst blassen, wässrigen Ton auf, dann immer mutiger werdend, kaum einmal unterbrach ich die Arbeit. Mit breitem Pinsel, gelegentlich mit dem Tuch überschüssige Farbe wieder aufnehmend, dabei die Körper der Tiere liebkosend; bald war das keine flache Leinwand mehr, sondern Pferdeleiber waren es, warm, von pulsierender Existenz, den Druck meiner Hand erwidern, ich hörte den Hufschlag meiner Pferde, sie trabten durch mein Gehirn. Weiß und Gelb, auch etwas Grün und Rot traten immer kühner hinzu, immer kühner nahmen die Rösser jenen Ausdruck an, den ich für dieses Bild haben wollte, aber nicht vorhersehen konnte, immer kühner auch meine Abstraktionen. Rautenauge

nannte ich das letzte Pferd, Blitz das neben ihm, fast schrie ich auf vor Glück, als ich die zackig gebrochene Form mit Schwarz, Blau, Rot, Gelb und ganz wenig Grün in sein Gesicht schrieb. Mond, Sterne, Wetterleuchten und Meteoriten erschienen auf den firmamentblauen Leibern, das hatte ich nicht geplant, wohl aber den komplementären Kontrast der Farben, der mir die verderbte Welt und das reine Tier miteinander aussöhnen sollte. Die Landschaft, ein ungeordneter bunter Urgrund, wuchs frei aus dem Tal der Pflanzen empor, ein koloristisches Chaos, wie vor dem ersten Tag der Schöpfung, das ich schließlich mit dem Regenbogen bändigen musste, dem Zeichen meiner Versöhnung mit Gott. Ja, auch das retteten mir die Pferde, meinen Glauben an etwas, das größer ist als das bloße, so leicht zu lernende Handwerk meines Metiers. Der organische Rhythmus aller Dinge, war das nicht die Schöpfung? Die Schöpfung eines Gottes, der sich in allem verbirgt und in den sich das Kunstwerk hinein fühlen muss. Pantheismus, in dem Wort steckte für mich immer auch Pan, der Hirtengott, der Hüter der Tiere, das wollte ich sein, Pan, der Künstler, der seinem Instrument arkadische Harmonien entlockt. Das Zittern und Rinnen des Blutes in der Natur, in den Pflanzen, in den Tieren, in der Luft, in diesem Bild ist es mir gelungen wie kaum einmal sonst. Animalisch wurde meine Kunst, Instinktmalerei, triebhafte Abstraktion. Das Atmen der Pferde, das innerliche, bebende Dasein der Kreatur, in diesem Bild konnte ich es einfangen in den mannigfachen Parallelismen und Schwingungen der Pinselstriche. Wiehernde Erzengel, schrieb Lasker mir, mein Prinz, sie galoppieren ins Paradies. Lange ist das her, viel zu lange, doch die Suche nach der wahren Form muss weitergehen, muss noch tiefer eindringen in das Geheimnis, hoffentlich kann ich bald wieder ans Werk. Aber erst einmal weg, rasch runter vom Weg, versprengte Granaten schlagen vor uns ein. Dort hinüber zu dem zerhackten Waldstück

müssen wir, Heinrich, dorthin, wo gestern so entsetzlich gestorben wurde. Das röhrende Rattern, der irrwitzige Brunftschrei der Maschinen kommt näher, ruft geil nach unseren Leibern, dumpfe Einschläge trommeln von fern, kaum zu hören von hier aus. Leuchtkugeln ziehen wie neue Gestirne am Himmel auf, Schicksalskometen, gelbe und rote, dann blaue, sie schreiben ihre Drohungen ins Firmament, schreiende Farben, Kriegslärm des Lichts. Scheint aber noch weit genug weg zu sein, der Angriff, sieh auf die Karte, Heinrich, ich zeig's dir, von dort greifen die grellen Spinnenfinger nach unserem Leben. Fahle Schatten werfen die Bäume, blau fallen die Blattsilhouetten über das Gras, schön eigentlich, der Krieg als Fauvist. Ruhig, nur ruhig, alles ist gut, brav, mein gutes Pferd; ängstlich scheut die Stute vor den am Wegesrand übereinandergestürzten Leichen ihrer Artgenossen, dankbar dreht sie den getätschelten Hals zu mir, Vertrauen im dunklen Auge. Im blauen Schimmer liegen sie da, starr und entseelt, ja, verhöhnt mich nur, mich und mein Bild. Aber dass meine Kunst dergestalt Wirklichkeit wird, das habe ich nicht gewollt, niemals. Als ich das malte, den Turm der blauen Pferde, mein Schmerzensbild, da wurde aus dem stummen, inneren Schrei der tierischen Kehlen kein schöner Zusammenklang der Farben, nein, absolut sollte der sein, wild und widerständig, die Empfindungen unverstellt ausdrückend wie ein Musikstück von Schönberg, Malerei der freien Tonalität. Und doch ist die Stille, die männliche, die blaue Stille einer neuen Harmonie der Farben immer meine Sehnsucht gewesen. Ich habe diese Schreie, Schreie der Seele, aufeinandergetürmt wie die Leiber der Tiere, angemalt habe ich gegen den bestialischen Lärm, der mir im Hirn heulte, eins wollte ich sein mit der geschundenen Kreatur. Mein eigener, ganz persönlicher innerer Kampf war das, verzweifelt gegen die Apokalypse gerichtet, gegen die existenzielle Angst, das hatte selbst Kandinsky nicht so

richtig verstanden, der war immer ein berechnend kühler Theoretiker, ein Mathematiker des Irrationalen. Doch wichtige, unerschrocken das Akademische hinter sich lassende Bilder hat er gemalt, der liebe Freund, hab' viel auch von ihm gelernt. Auf die Leinwand gebracht hab' ich das alles, lange bevor ich das metallische Kreischen und gläserne Schwirren der Geschosse ertragen musste, ahnte wohl schon damals den Krieg. Heult's nicht schon wieder? Aber nicht in meinem Hirn, nicht in meinen Eingeweiden, da draußen heult es, es heult der Krieg, die unzähmbare Bestie springt uns wieder an. Dieser ekelhafte Ton, das pfeifende, hysterische, die Nerven zerfetzende Sirren, das immer dem Schreien, Stöhnen, Klagen der blutenden Kameraden vorausgeht, das ertönt, bevor die Granaten zwischen ihnen zersplittern. Jetzt heulen sie wieder ganz nah, die Sirenen des Todes.

2

Wie bitte, was haben Sie gesagt?»

»Klingt wie eine Granate, finden Sie nicht? Kenne ich aus Vietnam.«

Der Taxifahrer war kaum zu hören im Heulen der Sirene.

»Wirklich?«

»Glauben Sie mir, ich hab' schreckliche Sachen gesehen, schreckliche Sachen, sage ich Ihnen. Und den Höllenlärm der Granaten, den vergisst man nicht so leicht.«

Sein Gesicht drehte sich zu mir herüber und verzog sich zur Grimasse eines Mannes, der schon alles mitgemacht hatte. Er war eigentlich viel zu jung, um die Apokalypse im Dschungel am eigenen Leib erlebt zu haben, kannte den Krieg sicher auch nur aus dem Kino. War bestimmt Schauspieler, ohne Rollen und ohne Erfolg, wie die meisten der Taxifahrer, Kellner und Fitnesstrainer, denen man in Los Angeles begegnete, und spielte nun dem Publikum seiner Fahrgäste etwas vor. Taxi Driver, fiel mir noch ein, der wollte auch bei den Marines gewesen sein, doch wie Robert De Niro sah der Typ hier wirklich nicht aus, eher wie ein schlecht gekleideter Bankangestellter, der in einer drittklassigen Fernsehserie einen einzigen Satz in die Kamera spuckte und froh war, wenigstens ganz am Ende noch irgendwo in den Credits aufzutauchen: Der Mann trug eine Maske, Officer, es

ging alles viel zu schnell. Kaum eine halbe Stunde in der Stadt, und schon färbte Hollywood auf mich ab. Aber recht hatte er, der Schauspieler hinterm Steuer, so wird das wohl geklungen haben, damals an der Front, das metallische Kreischen und gläserne Schwirren, wenn einem die Granaten ums nackte Leben flogen.

»Kann ich nicht sagen, ich komme aus Deutschland, da sind wir von so was verschont geblieben, seitdem ihr Hitler erledigt habt.«

»Na, der hat darum gebettelt, und dann hat er's auch gekriegt.«

Der Fahrer warf ein überhebliches Heldenlächeln in den Rückspiegel, träumte nach dem Vietnamveteranen nun auch noch von der Rolle eines Siegers über die Krauts, straff spannte die sandfarbene Uniform über der Brust, um den Hals die Medal of Honor für außergewöhnliche Tapferkeit, Oscar für die beste männliche Nebenrolle.

Der Lärm der Sirene kam von einem großen chromblitzenden Feuerwehrwagen, der sich auf dem Sepulveda Boulevard freie Bahn verschaffte. Vom Flughafen aus hatte das Taxi diesen Weg genommen, weil der 405 natürlich wieder einmal von zähen Autokolonnen verstopft war. Firefighters, martialischer Name, Kämpfer gegen die verheerenden Brände, Soldaten in jenem Krieg, den die ausgedörrte Natur jedes Jahr gegen die immer weiter die Hügel und Canyons hinaufkletternden Wohnhäuser führte. Aber selten schaffte es das Feuer bis hierher, bis in die Nähe des Getty Center, das am Horizont wie eine weiße Burg, eine Akropolis des Wissens, auf der Anhöhe über Santa Monica thronte. Museum und Forschungsinstitut, das wichtigste weltweit in meinem Fach. Tausende Tonnen an Travertin hatte der Architekt aus Italien herbeischaffen lassen, ungeheuerlich, aber doch ein paradiesischer Ort für mich und meine Kollegen. Die beste Bibliothek, die besten Archivbestände, wenn

man den kunsthistorischen Fragen nachgehen wollte, die mich umtrieben.

Mit einem hysterischen Sirren schlug die Sirene durch die flirrende kalifornische Hitze. Ja, so oder so ähnlich hatten Ernst Jünger und Erich Maria Remarque und wer nicht noch alles die schwirrenden Geschosse der Stahlgewitter beschrieben. Stahlgewitter, das war auch eine dieser Wortlügen, mit denen man das Grauen verkleistert hatte, der Expressionismus lieferte nicht nur den pazifistischen Autoren neue Vokabeln. Solche Beschreibungen des Kriegslärms begegneten mir ständig in den Briefen und Tagebüchern, die ich seit Jahren aufstöberte, um meinem Bild auf die Fährte zu kommen. Meinem Bild. So lange suchte ich schon nach dem Turm der blauen Pferde, dass es immer mehr zu meinem Bild geworden war, zu meiner Obsession jedenfalls. Die Kollegen beschworen mich vergebens, die Recherchen endlich aufzugeben. Auch Julia war immer an mir verzweifelt und konnte nie verstehen, warum ich mich ausgerechnet in diese trostlose Sache verbohrte. Verloren ist das Gemälde, in den Wirren des Kriegsendes ist es verschwunden, wahrscheinlich zerstört, weißt du doch selbst, hatte sie mir mehr als einmal vorgehalten. Steht doch so in den Quellen, ist ja verrückt, dass du noch glaubst, neue Hinweise würden dich zu dem Bild führen.

Beinahe zehn Jahre forschte ich nun schon nach dem Gemälde, hatte wirklich alles gelesen, was jemals darüber geschrieben worden war, hatte jedes Dokument wieder und wieder zur Hand genommen. Erfolglos. Mit einer einzigen Fußnote hatte es damals begonnen, eingerückt in einem meiner Aufsätze über die Ausstellung Entartete Kunst: Franz Marcs Turm der blauen Pferde, 1913, Öl auf Leinwand, 200 mal 130 Zentimeter, ehemals Berlin, Nationalgalerie, 1937 von den nationalsozialistischen Behörden beschlagnahmt und unter der EK-Nummer 14126 registriert, seit 1945 verschollen. Beschlagnahmt, verschollen,

womöglich zerstört, das wusste keiner. Beschämend karge Angaben für dieses großartige Werk. Nicht, dass keiner danach gesucht hätte, nein, ganz im Gegenteil, Gerüchte über den Verbleib des Gemäldes gab es mehr als genug, doch die meisten hatten sich als ziemlich absurd erwiesen. Immerhin waren schon früh zwei Farbproduktionen publiziert worden, in den zwanziger Jahren, eine als Sammelbild für ein Zigarettenalbum, ganz erstaunlich für diese Zeit. Auch daran ließ sich ermessen, wie wichtig das Bild damals gewesen sein muss, jedermann sah im Turm der blauen Pferde, was ihm erstrebenswert schien, expressive Utopie, radikale Abstraktion oder konservative Romantik. Auf der abscheulichen Ausstellung wurde das Gemälde deshalb auch nur wenige Tage gezeigt, im Juli 1937 war das. Im gleichen Saal wie die Werke von Lehmbruck und Corinth hing das Bild, bis einige Weltkriegsoffiziere dagegen protestiert hatten, dass der 1916 an der Front nahe Verdun bei einem Aufklärungsritt gefallene deutsche Held, einer von ihnen, mit den verhassten Juden und Wehrkraftzersetzer, den angeblichen Nichtskönern und Kulturbolschewisten an eine Wand gestellt wurde. Warum erst seit 1945 verschollen, wo war es in den Jahren davor? Und was war dann mit ihm geschehen? Musste doch rauszukriegen sein, dachte ich naiv, als ich seinerzeit die fatale Fußnote tippte. Aber selbst heute wusste ich noch nicht, ob der Turm der blauen Pferde den Krieg überlebt hatte. Und ich wusste schon lange nicht mehr, warum ich eigentlich nach ihm suchte.

Die Geschichte des Gemäldes bis zur Münchner Ausstellung konnte ich in allen Einzelheiten rekonstruieren, das war einfach. Doch nachdem es aus der Femeschau entfernt worden war und sich angeblich bis Kriegsende im Besitz Hermann Görings befunden hatte, verlor sich jede seiner Spuren im Halbdunkel wenig aussagekräftiger Quellen. Auch die Aktion Entartete Kunst mit ihren Verfemungen und beschlagnahmten Bildern hatte ich

vergebens erforscht, dieses schandbare Unternehmen, mit dem sich die glück- und talentlosen Maler und Zeichenlehrer dafür rächten, dass sie im Kunstgeschehen der Weimarer Republik niemals eine Rolle spielen durften. Allen voran Hitler natürlich. Und nun hatten sie dankbar die Gelegenheit ergriffen, endlich einmal selbst den Ton anzugeben. Mir war das immer wie eine Hassliebe vorgekommen, Hitler, der Psychopath, litt offenbar so sehr unter der Ablehnung seines nun wahrlich minderwertigen Gepinsels, dass er diese Kränkung nun als Schöpfer eines neuen Weltreichs von sich abschütteln wollte. Der Diktator als Künstler, als Gott, das war sein narzisstischer Traum. Hitler und seine Handlanger zerrten jedenfalls alles an den Pranger, was ihren Neid erregt hatte, Beckmann und Freundlich, Kirchner, Klee und Schwitters wurden als Barbaren und Kretins, als Zerstörer der deutschen Kultur verhöhnt, ihre Werke als Ausgeburten kranker Gehirne dem Spott eines Publikums preisgegeben, das sich in der wohligen Gewissheit suhlte, mit seiner Ablehnung des Unverstandenen immer schon recht gehabt zu haben. Werklisten für alle Stationen der Ausstellung hatte ich erstellt, soweit das noch möglich war, hatte alle historischen Dokumente geprüft, um zu sehen, ob der Turm der blauen Pferde vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt wieder in die Femeschau zurückgegeben worden war. Doch das Bild war und blieb verschwunden.

Vier Pferde mit ihren Reitern trabten plötzlich neben der Fahrbahn. Vermutlich kamen sie vom Topanga Canyon, wo die Großstädter immer noch Wild West spielen konnten. Da oben in den Bergen über Santa Monica gab es eine Ranch, auf der man sich stundenweise Pferde mieten konnte, samt Westernstiefeln und Cowboyhut. Nicht auszudenken, wenn es dort brennen würde. Die schweißglänzenden Körper der Pferde, deren Silhouetten schemenhaft an mir vorüberglitten, wurden vom Flackern des Blaulichts erfasst, mit dem nun schon der zweite

Feuerwehrwagen kreischend an uns vorbeirauschte. Ich sah überall nur noch blaue Pferde. In Öl auf Leinwand wärt ihr mir lieber, dachte ich mit dem Sarkasmus, der mich nicht erst seit der Trennung von Julia bei meinen Forschungen begleitete.

»Business oder Urlaub?«

»Wie bitte?«

»Machen Sie Urlaub in Los Angeles, oder sind Sie geschäftlich in der Stadt?«

»Schwer zu sagen. Beides, schätze ich.«

Aber im Grunde war ich doch nur hier, um mir mein Scheitern nicht eingestehen zu müssen, und das nicht nur beruflich. Die Archivarbeit wieder aufzunehmen, das schien mir die einzige Möglichkeit zu sein, damit mir mein Leben nicht völlig entglitt. Und so war ich froh, als ich hörte, das Getty habe den Nachlass einer in den dreißiger Jahren aus Deutschland geflohenen Familie übernommen, die expressionistische Werke gesammelt hatte. Auch eine neue Provenienzforscherin gab es am Institut, eine kluge Frau, hieß es, offenbar aus wohlhabender Familie, gut vernetzt mit dem Kunsthandel, den Museen und den Fachleuten weltweit, das war das Wichtigste.

Früher hatte ich jeden Aufenthalt in der Stadt der Engel genossen und war immer länger geblieben, als für die Recherchen unbedingt nötig war. Julia hatte mich nur ein einziges Mal hierher begleitet, warum eigentlich? Ich liebte Kalifornien, besonders Los Angeles. Was viele Deutsche beargwöhnten, ich liebte es. Das Autofahren, das einen, wenn es gerade keinen Stau gab, sanft über die Betonströme dem Ozean entgegentrieb. Wie oft war ich den Wilshire Boulevard hinunter zum Strand gesegelt, die Küstenstraße hinauf bis nach Santa Barbara, südwärts bis San Diego, in die Wüste bis zu den Joshua Trees. Ich liebte die dunklen Bars, weil sie mich immer an die Filme erinnerten, die ich mir gern ansah, liebte die angeblich so oberflächliche

Freundlichkeit, die niemand aus der verkniffenen Alten Welt richtig verstand. Ich kam aus Berlin, das sagte ja schon genug. Auch liebte ich den lässigen und doch disziplinierten Lebensstil, bei dem Scheitern und Bankrott kein soziales Stigma waren. Man fing halt was anderes an, Geld war überall zu machen, und alles, was es auf der Welt gab, das gab es hier mindestens ein zweites Mal. Little Armenia, Little Ethiopia oder Koreatown, wo man so gut essen konnte, die durchgeknallte Szene der Musiker und Künstler, alles weit weg vom eigentlichen Hollywood, mit dem man gar nicht so sehr in Berührung kam. Eine Stadt der Pioniere und der Einwanderer, noch immer, eine Stadt der Glücksritter und der Spinner, von den Watts Towers bis zum Museum of Jurassic Technology. Doch für mich war es wohl zu spät, ich fühlte mich mit Ende vierzig zu alt und schaffte den Sprung nach Los Angeles nicht mehr. Ich fühlte mich hier zu Hause, aber ich war es nicht.

3

Es war einer der ersten warmen Frühlingssonntage. Ein elegant gekleideter Herr im Nadelstreifenanzug, mit Weste, tadellos gestärktem Hemdkragen und modischer Krawatte, ging die Landstraße entlang, die von einzelnen Bauernhäusern spärlich gesäumt wurde. Man sah ihm an, dass er ein großstädtisches Milieu gewöhnt war. Wie friedlich die Wiesen und Äcker im Sonnenschein ruhen, freute sich Ludwig Justi, gerade so, als wolle auch die Natur feiern, dass Krieg und Revolution vorüber waren. Nach Ried, der kleinen Gemeinde in der Nähe des Klosters Benediktbeuern, war er gekommen, um Maria Marc, die Witwe des Malers, zu besuchen. Und er wollte ein Gemälde von ihr, ein ganz besonderes Gemälde. Ich muss das Bild haben, murmelte der Direktor der Berliner Nationalgalerie immer wieder beschwörend vor sich hin, ich muss es haben, ohne das Bild geht es nicht. Unablässig hatte er sich schon während der Zugfahrt vorgestellt, wie es sich in der Sammlung der aktuellen Kunst ausnehmen würde, die er seit der Proklamation der Republik für sein Museum plante. Das Bild stand ja geradezu sinnbildlich für die Schöpfungen der neuen, lebendigen Kräfte, die sich von allem unterschieden, was der Kaiser und seine wilhelminischen Akademiker vor dem Krieg gutgeheißen hatten. Der hatte ihn stets so selbstherrlich abgekanzelt, so von oben herab.

Tüchtig, Herr Direktor, immer wacker bei der Arbeit, aber diese Malweise, doch etwas exaltiert, meinen Sie nicht? Die süffisanten Bemerkungen Seiner Majestät hatte er noch allzu deutlich im Ohr. Dabei hatte der Kaiser von Kunst natürlich nur eine halbe Ahnung gehabt. Wie auch immer, das war nun erfreulicherweise vorbei. Aber dass auch die Rebellen von einst, die Sezessionisten, nicht begreifen wollten, dass nach ihnen eine junge Generation ihr Recht auf neue Ausdrucksformen forderte, er verstand es nicht. Wie musste er sich mit Liebermann herumplagen, ein guter Maler, gar keine Frage, drängte sich aber überall böswillig hinein. Schon vor dem Krieg hatte Justi sich wahrlich abgemüht, hatte mit der Kommission um manchen Ankauf gerungen, auch der Kaiser hatte sich persönlich eingemischt, und so war er trotz seines Direktorenamtes oft genug unterlegen; dabei hatte er gar nicht erst solche Werke vorgeschlagen, die ihm wirklich wichtig waren, auf aussichtslose Konflikte konnte und wollte er sich nicht einlassen. Nur wenige zeitgenössische Gemälde, die er auf diese Weise vor dem Krieg hatte erwerben können, Slevogt, Corinth, kaum eines sonst, würden das Urteil der Zeit überstehen, das wusste er. Doch jetzt sollte sich alles ändern.

Seine Vision war in die Zukunft gerichtet, in eine Zukunft freier, selbstständiger Kunst. Endlich sah er die Gelegenheit gekommen, die geliebten Werke der Expressionisten ins Museum zu holen. Er träumte von einer Galerie der Gegenwartskunst, die in ganz Europa, ach was, in der ganzen Welt vorbildlich sein würde. Harte Kämpfe mussten noch ausgefochten werden, die politischen Verhältnisse waren zerrissen, gerade in Berlin. Aber es war eine Zeit des Aufbruchs, und der Aufbruch in der Kunst sollte von seinem Museum ausgehen, von der neuen Abteilung. Das Heute und das Morgen der deutschen Malerei wollte er zeigen, auch deren Wurzeln in der französischen Moderne, das

Beste des aktuellen Schaffens. Und Franz Marc war einer der wichtigsten Künstler dieser jungen Generation. Dass der den mörderischen Krieg nicht überlebt hatte, er und August Macke, das war die größte Tragik des Völkerringens. Der Gedanke an die Mission, die ihn antrieb, beschleunigte seine Schritte, er würde seine ganze Energie, seinen ganzen Willen der Sammlung widmen, und der Turm der blauen Pferde sollte schon in der ersten Hängung der neuen Abteilung wie ein Fanal in die Welt strahlen.

Justi näherte sich dem Haus, zu dem man ihm am Bahnhof den Weg gewiesen hatte. Hübsch am Waldrand gelegen, eigentlich doch ganz ansehnlich, drei Stockwerke, weiß getüncht, und all das Grün und die Tannen davor, beschützt von der Bergkulisse, wahrhaftig eine Idylle, dachte er, die hier im Schein der Märzsonne wie eine Landschaft Gabriele Münters vor ihm ausgebreitet lag. Er folgte dem Gartenweg, stieg die wenigen Stufen hinauf und klopfte. Eine etwas dickliche Dame im adretten Sonntagskleid öffnete die Tür und spähte mit freundlicher Neugier heraus.

»Grüß Gott, Herr Direktor, Sie sind doch der Herr Justi, nicht wahr?«

»Ganz richtig, gnädige Frau, einen guten Tag wünsche ich. Es ist mir eine große Ehre, vielen Dank, dass Sie mich empfangen.«

Der hoch aufgeschossene Mann verbeugte sich leicht zum Gruß und reichte Maria Marc seine gepflegte Hand. Sie lächelte ihn an, froh über den Besuch, denn nicht alle Tage kam jemand aus der Stadt in das kleine, etwas abseits gelegene Dorf, in dem sie sich nach dem Tod ihres Mannes manchmal ziemlich einsam fühlte.

»Ich habe mich so über Ihren Brief gefreut, Herr Direktor, die Reise war hoffentlich nicht allzu beschwerlich?«

»Aber nein, gnädige Frau, ich hatte ohnehin in München zu

tun, doch für Sie, für die Werke Ihres Mannes wäre ich auch aus Berlin angereist.«

Die Witwe bat ihren Gast in das Haus und führte ihn durch die bäuerliche Diele. Auf dem Wohnzimmerstisch hatte sie ihr Festtagsgeschirr eingedeckt, Karlsbader Porzellan, schlicht, mit einem Dekor aus Streublumen verziert. Auch eine Platte mit Kuchen war zu sehen, bestimmt selbst gebacken, dachte er, denn es roch warm und gut in der Stube. Mit verbindlicher Geste forderte Maria Marc ihren Gast auf, sich zu setzen, verschwand in der Küche und kam bald mit einer großen Kanne Kaffee zurück. Das Mädchen habe frei heute, bedeutete sie ihm, es besuche an Sonntagen immer seine Eltern in der Nachbargemeinde. Sie plauderten über den Eisenbahnverkehr, Stadt und Land waren einander so nahe gerückt, freuten sie sich, das sei nun alles wieder einfacher, jetzt, wo der Krieg vorbei war, ach ja, der Krieg. Das Wetter und die schöne Landschaft wurden erwähnt, die Gärten und Felder und das Leben im Dorf, das Gespräch wurde vertrauter.

»Ihr hochverehrter Mann, liebe Frau Marc, er fehlt uns allen, die wir gerade heute, in dieser Zeit des Aufbruchs, an die deutsche Kunst glauben.«

»Franz wäre froh über Ihre lieben Worte, ach, mir fehlt er doch auch so arg. In Ihrem Brief schrieben Sie mir, Sie möchten sich unser großes Pferdebild ansehen. Ich habe es aus dem Atelier herunterholen lassen. Kommen Sie, es wartet schon auf Sie.«

Die beiden gingen in eines der angrenzenden Zimmer, schlicht eingerichtet auch dies, ein Klavier war zu sehen, ein Bücherschrank, an der Seite waren ein Tisch und einige Stühle beiseiterückt worden. Und da stand er nun, der Turm der blauen Pferde, lehnte, von einer einfachen dunklen Rahmenleiste eingefasst, an der Wand. So wohnte sie also mit dem vitalen Bild unter einem Dach, dachte er, während ihr jung gestorbener

Mann Jahr für Jahr in einer ferneren Vergangenheit lebte. Das musste schrecklich sein für die Witwe. Justi trat näher heran, studierte das Bild aufmerksam, genoss, was er sah. Gute, souveräne Malerei, urteilte er, genau wie er es in Erinnerung hatte. Versunken in das Bild schritt er vor und zurück und ging schließlich in die Hocke. Eine kleine, etwas störende Brandspur war am unteren Rand des Gemäldes auszumachen, doch es schien kaum mehr als die Leinwandkante beschädigt zu sein, die Farbschicht hatte glücklicherweise nur wenig gelitten. Maria Marc erläuterte ihm, dass dies vor dem Abtransport des Bildes aus Berlin geschehen sei, im Lagerraum der Spedition hatte es gebrannt.

»Sie glauben nicht, wie ich erschrocken bin, als Herwarth Walden mir davon schrieb, aber Gott sei Dank war es nicht weiter schlimm. Nicht auch noch das Bild, habe ich damals gedacht.«

Er verstand und nickte ihr aufmunternd zu.

»Franz hat dieses Bild so geliebt. Maria, hat er zu mir gesagt, das ist meine Metaphysik, hier ist Menschenwissen, Menschenwollen endlich überwunden, die Pferde sprechen ganz aus sich. Nun habe ich doch eine Ahnung von der wahren Form, hat er gesagt, ich muss nur fleißig weiterarbeiten. Er war ja so bescheiden, mein Franz. Ach, wenn bloß der Krieg nicht gekommen wäre.«

Justi sah sie liebevoll an, es berührte ihn, wie tief durchdrungen diese Frau von der Kunst ihres Mannes war.

»Wissen Sie, gnädige Frau, den Turm der blauen Pferde habe ich selbst zuerst in Berlin gesehen, eben bei Walden, das war ja noch im Krieg, die Todesnachricht hatte uns alle erschüttert. Viele waren gekommen, um Ihrem Mann, dem gefallenen Helden, die Ehre zu erweisen. Ich stand in Uniform vor dem Bild, ich erinnere mich gut, und schämte mich, denn an der Front war ich nie. Ich weiß noch genau, wie ich schaute und schaute und an den Maler denken musste, der das zustande gebracht

hatte. Warum musste der sterben, dachte ich, warum ausgerechnet er, die Zukunft der deutschen Kunst. Ich gestehe es, ich habe geweint.«

Bewegt ergriff Maria Marc die schlanke Rechte des Mannes. Warme, kräftige Hände fühlte er, mit denen hatte sie ihren Franz liebkost, dachte er. Lange standen die beiden so da, stumm und doch im beredten Dialog ihrer Blicke.

»Einen Moment, bitte.«

Die Witwe ging hinüber zum Bücherschrank und holte einen Zeitschriftenband heraus. Sie schlug die Stelle auf, die von einem Lesezeichen markiert wurde, und las.

»Franz Marc ist vorangeritten, um seine Farbenflagge zu hissen. Er selbst war der blaue Reiter; das Roß, das er ritt, hatte eine blaue Seele wie er. So trug er seine Fahne über blaue Gletscher, über blau beblümete Wiesen, durch das weiße Wolkenvolk hindurch, ins Blitzblaue. Plötzlich stand er still: blau wogte ihm das Meer entgegen. Dort pflanzte er seine Standarte in den weichen Sand; denn Franz Marc war ein Fähnrich!«

»Ich weiß nicht, wer das geschrieben hat ...«

Sie unterbrach ihn, Däubler, der Dichter, sei das gewesen.

»... aber der Verfasser hat Ihren Mann wirklich gekannt, hat sein Streben nach einer neuen Romantik verstanden. Welch eine Musikalität des Wortlauts, den Farbklingen Franz Marcs wahrlich angemessen.«

Sie unterhielten sich über den Zuspruch, den die Kunst des Malers schon früh erfahren hatte, trotz aller Gegner, seine farben glühenden Tierdeutungen hatten die Kritiker gelobt, hatten ihn einen empfindsamen Lyriker genannt. Auch Kandinsky war sehr beeindruckt von dem Bild, berichtete die Witwe, er hatte es schon im Atelier gesehen, drüben in Sindelsdorf war das gewesen, auf dem niedrigen, ärmlichen Speicher, in dem ihr Mann damals arbeitete; von einer inneren Flamme hatte der Freund

gesprächen, die in der Brust des Malers loderte. Sie hätten sich angesehen, erzählte sie, er und Kandinsky, tief beseelt und voller Zuversicht, und beide hätten gewusst, dass ihre Bestimmung in solchen Bildern lag. Als der Turm der blauen Pferde dann, noch vor dem Krieg, gemeinsam mit anderen Werken ihres Mannes zum ersten Mal ausgestellt wurde, erzählte sie weiter, da hätten viele Journalisten ihn nicht verstanden, sie konnten ihn nicht verstehen, ihn nicht und nicht seine Kunst.

»Von wahnwitzigen Gebilden der Phantasie haben die konservativen Blätter gehöhnt, wörtlich, Herr Direktor, das vergesse ich nicht.«

»Die Zeit war noch nicht reif für das erhabene Werk Ihres Mannes.«

»Das ist nur zu wahr, und Franz lachte bloß darüber, aber es hatte ihn doch tief getroffen, das weiß ich, auch wenn er es nicht zugab. Die Freunde trösteten ihn, lobten die Kraft seiner Malerei, denn sie hatten begriffen, was er sagen wollte. Macke, Klee, Kubin, auch Koehler, der Sammler, alle munterten ihn auf.«

Der Museumsdirektor hörte es gern, dass die von ihm geschätzten Künstler sein Urteil über Franz Marc teilten. Das Bild muss eines der Hauptstücke unserer neuen Abteilung werden, es muss, dachte er wieder und lenkte das Gespräch auf die eigentliche Absicht seines Besuchs. Er berichtete der Frau über seine Museumspläne, über die Bedeutung, die sein Vorhaben für die Kunst, die neue Gesellschaft, den neuen Menschen haben würde, und sprach endlich aus, dass er das Gemälde kaufen wolle.

»Liebe Frau Marc, ich sag's frisch von der Leber weg, ich möchte das Bild für die Nationalgalerie erwerben, ich muss es haben, mein Museum, die Abteilung der Gegenwartskunst hat ohne das Gemälde ja gar keinen Sinn.«

Maria Marc schwieg, natürlich hatte sie geahnt, warum der

Besucher aus Berlin den Turm der blauen Pferde sehen wollte, sie freute sich, dass es stimmte, was sie im Stillen gehofft hatte. Trotzdem erschrak sie bei dem Gedanken, sich von dem Gemälde trennen zu müssen.

»Ich weiß, es wird Ihnen schwerfallen, das Werk nicht mehr um sich zu haben, aber denken Sie doch, liebe, gnädige Frau, denken Sie an das deutsche Volk. Der Turm der blauen Pferde muss in die moderne Sammlung, wir müssen die Menschen erziehen, gerade jetzt nach dem schweren Krieg, erziehen durch eine Kunst, die unserer Zeit eine eigene Sprache gibt. Eine neue Epoche ist in Deutschland angebrochen, Ihr Mann, der Fähnrich, wäre unserem Kampf gewiss vorangeschritten.«

Maria Marc zögerte einen Augenblick, er sah, dass sie Zwiesprache mit ihrem Mann hielt, der nur noch in ihren Gedanken, in ihrem Herzen lebte.

»Franz hätte es gewollt, Sie haben ganz recht, es muss wohl sein, nun, dann will ich es auch. Das Bild soll den wichtigen Platz bekommen, für den Sie es bestimmt haben. Es soll für alle Zeiten daran erinnern, dass mein Mann sein Leben für Deutschland gab, und damit meine ich nicht seinen Tod an der Front.«

Justi ergriff ihre Hand, dankbar und erleichtert.

4

Das Taxi setzte mich an der Einfahrt zum Parkhaus ab. Wird auch immer teurer, hätte mir doch heute schon den Leihwagen nehmen sollen, schoss es mir durch den Kopf, und ich warf einen kurzen Blick auf die Quittung. Blue Horse Cabs stand da, was mir bei der Hektik am Flughafen gar nicht aufgefallen war. Ich konnte es nicht fassen und schaute dem Wagen noch eine Weile nachdenklich hinterher, wie er langsam wieder in Richtung Brentwood verschwand. Der kleine Pendelzug, der vom Getty Center Drive aus die Besucher weiterbeförderte, trug mich mit einer Schulklasse, die zusammengewürfelt war wie die Vereinten Nationen, und nicht wenigen Rentnern in geschmacklosen Hemden den Hügel zum Museum hinauf. Eine deutsche Familie musste sich die Ausführungen aus dem Lonely Planet anhören, die der Vater mit schulmeisterlicher Miene zum Besten gab, und eine Gruppe japanischer Jugendlicher, als Haarfarbe überwog Blau mit Rot, hatte die Blicke fest auf ihre Smartphones gerichtet; dass sie sich auf die Kunstwerke vorbereiteten, bezweifelte ich. Thomas James, der Direktor des Getty, begrüßte uns alle aus den Lautsprechern, die in die Decke der Bahn eingelassen waren, verlas ein paar grundlegende Informationen über das Museum, wies auf die wundervollen Gärten der Anlage hin und umarmte mit seiner warmherzigen Stimme die anrückenden